

# Ossip Schubin

## Blanche

In dem Museum zu Lille, etwas abseits von dem Wirrsal der Gemälde steht in einem gläsernen Schrein ein Meisterwerk unbekanntes Ursprungs, die »*tête de cire*«, eine Mädchenbüste aus farbigem Wachs geformt.

Ihr lacht wohl, wenn ihr von einer farbigem Wachs-büste hört, und denkt dabei an die Sammlung Madame Tussaud's oder irgend einen hübschen nichtssagenden Puppenkopf; doch wenn ihr einmal die »*tête de cire*« sehen solltet, so würdet ihr anstatt zu lachen, die Hände falten und anstatt Madame Tussaud's glasäugiger Puppenköpfe, irgend eines lieben todtten Mädgleins gedenken, dessen früh geknickte Blüthe ihr dereinst auf hartem Sargkissen ruhen saht. Bleich, mit feinen Zügen, röthlich braunem Haar und leicht blinzelnden sonnenscheuen Augen, ein demüthig schmerzlich Lächeln um den Mund, den Nacken wie in Erwartung des Todesstreiches gebeugt, voll trauriger Unschuld, und mit müder Anmuth hebt die wächserne Büste sich ab

von dem matten Goldfutter ihres Schreines, dem Bildniß eines Engels gleich, der ein menschlich Leben gelebt und dem ein menschlich Leid das Herz gebrochen.

Woher dies Meisterwerk stammt? Keiner weiß es. Die Einen schreiben es Leonardo, die Andern Raphael zu, noch Andere haben seinen Ursprung im Alterthum gesucht. Nur in einem Punkte stimmen alle Kenner überein: – die Büste ist nach einer Todtenmaske gebildet worden.

Der Maler Wickar hat sie aus Italien nach Frankreich gebracht. Man sagt, er habe sie in einem toskanischen Kloster gefunden.

Sinnend lächelt der holdselige Mädchenkopf über die kritischen Debatten der Neugierigen, die seiner Anmuth einen illustren Heroen der Kunst zum Schöpfer geben möchten, – lächelt und träumt . . .

Nein, es konnte nicht sein, es wäre ein Sakrilegium gewesen!

Er zählte fünfundvierzig, sie kaum siebzehn Jahre! Es konnte nicht sein!

Nach langer abenteuerlicher Kriegswanderschaft, nachdem er so manche Niederlage betrauert, manchen Sieg mit gefeiert, endlich bei der ewig denkwürdigen Schlacht von Marignano den linken Fuß verloren, daher zum rauhen Soldatenhandwerk untauglich geworden, war er nach Frankreich zurückgekehrt, in das Schloß seiner Väter, dessen Thore ihm sein Bruder der Graf von Montalme, gastlich offen hielt.

Er hatte diesen Bruder verwittwet und beinahe sterbend gefunden; neben dem Lager des Todkranken aber ein gar liebliches Mägdlein, das dem Heimkehrenden bewillkommend die Wange zum Kusse bot – des Grafen von Montalme einziges Töchterlein Blanche – ein Herzenslabal – ein Augentrost!

Da der Graf von Montalme ohne männliche Nachkommenschaft verblieben, so sollte nach seinem Tode seine ganze Erbschaft, das Schloß, die Ländereien und alle feudalen Rechte, dem rückgekehrten Kriegsmann, Gottfried hieß er, anheimfallen. Für das Mägdlein war schlecht gesorgt, das wußte der Graf, und das verursachte seinem müden brechenden Herzen große Betrübniß!

Die lauen Mainächte hindurch wachte Gottfried an dem Bett des Bruders. Er hörte das Picken der Todtenuhr in der getäfelten Holzverkleidung der alten Wände; er hörte die Thautropfen langsam durch die Blätter der mächtigen Linden draußen rauschen; er hörte das mühsame Athmen des Sterbenden – aber deutlicher als Alles hörte er das Klopfen seines eignen Herzens. Gegen Morgen, wenn die ersten schrägen Sonnenstrahlen rosigen Schimmer in die graue Dämmerung des Krankenzimmers streuten, wurde dies Klopfen immer stärker, denn mit den ersten Sonnenstrahlen glitt Blanche in das Gemach, beugte sich mitleidig über das Lager des Kranken und flüsterte leise: »Ist Euch besser, Vater?«

Ach, dem Grafen von Montalme wurde nicht besser, und eines Nachts legte er die feuchte, kalte Hand auf die warme, kräftige seines Bruders und sagte mit der umschweiflosen Aufrichtigkeit naher Verwandtschaft: »Gottfried, mir wär's eine große Beruhigung, so Du Blanche zum Weibe nähmest.«

Da aber erröthete Gottfried bis an die Wurzeln seiner grauen Haare und murmelte: »Was Dir einfällt, ich alternder Krüppel und diese junge Blüthe! Es wäre ein Sakrilegium.«

»Sie ist Dir nicht abgeneigt«, sagte der Graf.

Da wurde der brave Gottfried noch röther und murmelte: »Sie ist ein Kind!«

»O, diese gewissenhafte Ziererei!« grollte der Sterbende müde.

Aber Ziererei oder nicht – dabei blieb's, von einer ehelichen Verbindung mit dem Kinde wollte Gottfried nichts wissen; dafür aber versprach er dem Mägdlein liebevolle Hut und sicheren Schutz angedeihen zu lassen, versprach sie zu halten wie seinen Augapfel, wie sein eignes Kind, bis er ihre Hand beruhigt in die eines ihrer würdigen Freiers legen könne.

Und während er dies versprach, klang seine Stimme dumpf und traurig wie ein Grabläuten. Der Graf aber tauchte mit der Hellsichtigkeit der Sterbenden einen scharfen spähenden Blick in das Herz des Bruders und entdeckte dort ein großes heiliges Geheimniß.

»Du bist ein Engel, Gottfried!« murmelte er, »aber Du hast Unrecht!«

Bald darauf starb er.

Am Tage des Begräbnisses traf in Montalme eine gewisse Dame Isabella von Auberive ein, eine entfernte Anverwandte, die Gottfried der Schicklichkeit halber hierher berufen, damit sie sich mit ihm in die Sorge um das Mägdlein theile. Neben der von düstern Fackeln umflamnten Bahre des Vaters küßte er die holde Waise andächtig auf die Stirn, wie man wohl den Kleidersaum einer Mutter Gottes küßt, und versprach ihr seine liebevolle Stütze. Als sie jedoch in kindlichem Schmerzengestüm die Arme um seinen Nacken schlang und das Köpfchen an seine Schulter preßte, wurde er beinahe so bleich wie der Todte in seinem Sarge und machte sich sanft, aber fest von ihr los.

Es konnte nicht sein, es wäre ein Sakrilegium gewesen!

In der Glanzperiode der Regierung König Franz I. trug es sich zu, in der wunderschönen üppigen Touraine, deren sammetgrüne Triften das lustige Edelsteingeschiller der Loire durchzieht, der spielenden tändelnden Loire, an deren Ufern damals eine ganze Reihe stattlicher Edelmannsbehausungen emporragte.

Etwas abseits von den andern, an einem entlegenen Punkt, den nur selten der glänzende Jagdtroß König

Franzens berührte, erhob sich das Schloß von Montalme, groß, drückend, mit düstern, von kleinen, tief eingesunkenen Fenstern durchlöcherten Mauern und einem runden Thurm an jedem Flügel. Ernst und eigensinnig blickte es in einen Wallgraben hinab, in dessen wasserlosem Bette Frösche und Kröten zwischen saftig grünem Blattwerk sich belustigten: denn die Zeit, in der jeder Edelmann ein kleiner König, jedes Schloß eine Festung gewesen, neigte ihrem Ende zu, und die schlichte, reckenhafte französische Feudalität fing an, geblendet von dem persönlichen Nimbus Franz I., sich in eine Schar von Höflingen zu verwandeln.

Die finstere Monotonie der Bauart von Montalme stand in auffallendem Widerspruch mit beinahe allen Schlössern der sonnendurchglänzten grünen Touraine. Die innere Ausstattung entsprach der schwerfälligen Schmucklosigkeit seines Äußeren und den naiven Ansprüchen eines Jahrhunderts, in welchem in Blois und Amboise – jenen Schoßkindern königlicher Laune – die Thüren der meisten Gemächer so niedrig waren, daß Franz I., bekanntlich von hohem Wuchs sich bücken mußte, um hindurch zu kommen, und in diesen beiden Palästen, neben der glänzendsten Pracht, der absolute Mangel aller jener Bequemlichkeiten bestand, die uns heutzutage als eine *conditio sine qua non* behaglichen Lebens erscheinen.

Die Dürftigkeit des Ameublements von Montalme war trostlos, und um die Mode kümmerte man sich

schon gar nicht: die Damen trugen ernste, faltige Gewänder, die ihnen bis unter das Kinn und bis über die Handwurzel reichten, und unter deren Saum nur die äußerste Spitze ihrer naturledernen Schnabelschuhe hervorlugte, und die Herren trugen langes Haar und glatt rasirte Gesichter, dazu die beinahe bis ans Knie reichenden faltigen Wämser, wie sie unter der schlichten und sparsamen Regierung des verstorbenen Königs Sitte gewesen.

Ein Jahr war vergangen seit des letzten Grafen Tod. Blanche genoß das Glück einer sorgenlosen Jugend – und Gottfried die Ruhe einer ehrlichen Entsagung. Ein hinkender Schutzengel wandelte er bescheiden neben seiner Nichte einher und freute sich daran, jedes Steinchen, das die Ebenheit ihrer Lebenspfade hätte unterbrechen können, aus dem Wege zu räumen, und die Falken, so ihre Unschuld umlauernten, zu verscheuchen.

Und wenn Gottfried seines holden Nichtchens reizende Gestalt betrachtete, da dachte er wohl oft der Schwelgereien im Schlosse von Amboise, an die »*petite bande*« und an die auf Liebesentdeckungen abzielenden lustig liederlichen Streifzüge des Königs und schauderte. Er dachte wohl auch daran, daß Blanche nun achtzehn Jahre zähle, und es Zeit sei, sie zu verheirathen, und da zog sich sein großes ehrliches Herz gar schmerzlich zusammen. Dennoch hätte er – so glaubte er es wenigstens selbst – nicht gezögert, sich von ihr zu trennen, wenn er für sie einen braven, ehrenhaften

jungen Mann gefunden. Der aber war schwer zu finden in dieser schönen, viel besungenen Zeit – der Zeit des Königs Franz!

Indessen war Blanche zufrieden mit ihrem einförmigen, einsamen Leben, vielleicht weil sie kein anderes kannte, oder auch, weil in ihrem Herzen ein großer Vorrath jugendlicher Fröhlichkeit noch unverbraucht war. Bei Tage gab es gar Vieles zu schaffen, und an den langen Winterabenden spielte sie Schach mit ihrem Oheim, während die Funken im Kamin aus den schweren Eichenklötzen stoben, und die vereinzelte Talgkerze in ihrem kunstvoll geschmiedeten eisernen Leuchter eine kleine Lichtinsel in die schwarze Dunkelheit des ungeheuern Saales wob. Manchmal erzählte ihr Gottfried gar schöne Geschichten, die traurige Legende von Tristan und Isolde und das schmerzessüße Märchen vom Grafen von Lusignan und der schönen Melusine; manchmal auch berichtete er ihr von seinen eigenen Abenteuern in fernen fremden Landen.

Aber je fröhlicher Blanche in diese Einsamkeit sich fügte, umso mehr räsönnirte darüber die Dame Isabella, eine im ganzen würdige Frau, die es jedoch nie und nimmer begreifen mochte, daß ihre einst ganz ausgezeichnete Schönheit längst unter der Last einer ungeheuren Corpulenz begraben lag, und die sich darum nicht enthalten konnte, durch allerlei Männchen und Mätzchen die Aufmerksamkeit ihrer ganzen Umgebung noch immer auf ihre vermeintlichen Reize zu

lenken. Aus purer Langeweile liebäugelte sie sogar mit ihrem Pagen Philemon, obgleich dieser erst zwölf Jahre zählte und eine bescheidene, darum aber nur um so glühendere Adolescenten-Leidenschaft für die liebliche Blanche in seinem Herzen trug.

Während sie dem Pagen endlose Strähne Seide von den Händen herunterwickelte, seufzte und gähnte sie ganz herzbrechend und machte die spitzesten Bemerkungen über die Faulheit und Unmanierlichkeit jener Edelleute, welche eine Annäherung mit dem guten ritterlichen König geflissentlich mieden.

Lange unterließ es Gottfried, ihr auf solche Reden etwas zu erwidern. Was hätte es ihm auch genützt, der albernen Person klar machen zu wollen, daß der Hof König Franzens für solch fettes altes Frauenzimmer wie sie keine Verwendung – für ein Mägdlein wie Blanche jedoch nur eine Würdigung habe, vor der dem ehrlichen alten Kriegsmann graute. Als aber Dame Isabella einmal ganz wüthend auf ihn einstürmte und ihm vorstellte, man müßte nun doch endlich die Zukunft des Mägdleins bedenken, da gab er ihr eine ärgerliche Antwort. Dabei blieb's aber nicht. Die würdige Frau sprudelte sehr tolles Zeug durcheinander, dazwischen aber tauchte doch manche Bemerkung auf, die dem guten Gottfried nicht unberechtigt erschien. »Blanche ist jetzt achtzehn Jahre alt,« stürmte die Dame Auberville, »wenn Ihr sie nicht verheirathen wollt, so müßt

Ihr Euch entschließen, sie in einem jener Klöster unterzubringen, in denen unverheirathete Mädchen ihres Standes eine würdige Zufluchtsstätte finden!«

»Wer sagt Euch, daß ich Blanche nicht verheirathen will?« fuhr Gottfried roth vor Zorn, vielleicht vor Erregung auf, »nur hab' ich noch Niemand gefunden, der mir gut genug gewesen wäre für sie!«

Dem aber entgegnete Dame Isabella mit schneidendem Spott: »Euch wird nie Jemand gut genug sein für sie!« und rauschte, das Bild uneigennütziger Empörung, zur Stube hinaus.

Da geschah es, daß eines Abends ein verwundeter junger Ritter in das Schloß gebracht wurde, ein junger Ritter, der, von Räubern überfallen und ausgeplündert, schwer verwundet und bewußtlos am Wegsaume gefunden worden war. Er müsse von gar hoher Herkunft sein, meldeten die, so ihn gebracht, denn seine Kleider, wenn gleich beschmutzt und zerrissen, waren vom edelsten Zeuge, und er trug den Vollbart und die knapp zugestutzte Frisur, welche damals vornehme junge Stutzer dem königlichen Beispiel nachahmten. Gottfried erkannte in ihm einen gewissen Henri de Lancy, welcher bei der Schlacht von Marignano neben ihm gefochten, durch seine ritterliche Tapferkeit allgemeine Bewunderung errungen und ihn, seinen alten Freund Gottfried von Montalme, aus dem bösesten Schlachtengetümmel in sichere Hut geschleppt,

als eine Kugel besagtem alten Kriegsmann den Fuß zerschmettert.

Eine mitleidige Rührung überkam Gottfried, da er sich über den schönen Jüngling beugte, der mit geschlossenen Augen so blaß und hülflos vor ihm lag, und eifrigst bemühte er sich, de Lancy mit all' der Bequemlichkeit zu versorgen, über die das arme Schloß von Montalme nur gebot.

Die Erscheinung des kranken Ritters weckte die stille feudale Veste aus ihrer phlegmatischen Schläfrigkeit. Eine große Aufregung klopfte wild in dem Herzen der Dame Isabella und durchwirbelte phantastisch die Köpfe ihrer Dienerinnen. – Selbst durch die Adern der unschuldigen Blanche zitterte eine träumerische Unruhe.

In jener Zeit herrschte neben einer schwülen Lasterhaftigkeit, der gegenüber moderne Ausschweifung einen geradezu kindisch kleinlich Eindruck macht, eine schlichte, echte Naivetät, von der unsere Tage, mit ihrer durch Prüderie befestigten Moral, nichts mehr wissen. Das zarteste Mägdlein hätte sich damals nicht gescheut, einem kranken Manne ihre Pflege angedeihen zu lassen; dazu gesellte sich, daß die Frauen jener Zeit, Dank der großen Seltenheit der Ärzte, darauf angewiesen waren, sich selbst gar oft in der Heilkunst zu üben.

So kam es denn, daß Blanche der Dame Isabella und ihrem Oheim Gottfried bei der Pflege Henri de Lancy's behülflich war, und da sie die leichteste Hand besaß,

fiel es ihr gewöhnlich zu, den Verband um die häßliche Kopfwunde des Ritters zu lösen, und da sie den sichersten Blick und die ruhigste Gemüthsart hatte, so war sie es, die mit Gottfried's Hülfe den Eisensplitter einer abgebrochenen Degenspitze aus de Lancys Schulter entfernte.

Still und hülfreich wie ein Engel umschwebte sie den Bewußtlosen. Einmal aber, während sie über das Lager sich beugte und, den beruhigteren Athem des Kranken beobachtend, eine starke Abnahme des Wundfiebers zufrieden feststellte, öffnete de Lancy die Augen, große seltsame Augen, die manchmal blau wie der Himmel und dann wieder schwarz wie ein Abgrund waren. Die »*petite bande*« kannte die Augen gar wohl.

Jetzt eben waren sie sehr blau und ruhten mit unendlichem Wohlgefallen auf dem zarten Mägdlein. Dieses aber trat beklommen zurück. Die seltsamen Augen hatten den Schutzengel verscheucht; von jener Stunde ab blieb er dem Krankenzimmer fern.

Wie wir leicht denken können, ließ Henri de Lancy sich nicht pflegen wie eine Wöchnerin, und sobald er nur Hand und Fuß rühren konnte, raffte er sich von seinem Lager auf. Vielleicht hatte seine Ungeduld, das schöne Mädchen wiederzusehen, etwas mit dieser großen Eile zu thun.

Es ärgerte den Stutzer, sich nicht in glänzendem Anzuge den Damen vorstellen zu können, doch kleidete auch die verhältnißmäßig einfache Reisetracht ihn

ganz vortrefflich, und besser noch kleideten ihn, in den Augen der lieblichen Blanche zum wenigsten, seine Blässe und Magerkeit, seine tief eingesunkenen, fieberglänzenden Augen und die mühsam bemäntelte Mattheit seiner Bewegungen; denn es ist etwas Rührendes für jedes zartempfindende weibliche Herz, einen starken ritterlichen Mann ob seiner Schwäche ungeduldig und beschämt zu sehen.

Unter den gesenkten Augenlidern beobachtete Blanche jede seiner Bewegungen und war beständig darauf bedacht, seiner Hülflosigkeit alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Doch mochte sie ihm nicht den kleinsten Dienst selbst erweisen, sondern machte heimlich die Tante Isabella auf seine Bedürfnisse aufmerksam; ihre Theilnahme und ihre holdselige Verlegenheit verfehlten nicht, sein weiches Reconvalescentenherz tief zu bewegen.

Die »*petite bande*« hätte recht herzlich und recht boshaft gelacht, so sie es mit angesehen, wie bescheiden sich der verwegene de Lancy bemühte, dem unbedeutenden Mägdlein mit dem blassen Novizengesicht zu gefallen.

Und die Dame Isabella vernachlässigte den Pagen Philemon und putzte sich dermaßen, daß – nun daß es de Lancy alle Mühe der Welt kostete, ihr nicht in's Gesicht zu lachen. Das Schönste an ihrer Toilette war ihre Coiffure, deren Mode wohl um zwanzig bis dreißig

Jahre weit zurück datirte, und die aus einer thurm hohen, spitzig zulaufenden Haube bestand, von der ein mächtiger Schleier ihr bis an die Knie herunter flatterte.

Die Tage kamen und gingen – die wunderschönen sonnendurchflutheten Julitage der Touraine. Die Luft war schwer von dem Geruch der Lindenblüthen und Rosen. Henri's eingesunkenes Gesicht hatte seine natürlichen Conturen wieder erhalten, sein Arm sich längst von der Schlinge emancipirt. Er war reisefähig, sprach aber von seiner Abreise nie ein Sterbenswort.

Er war nur ein leichtsinniger Bursche, aber von gar einnehmendem Wesen, und konnte, wenn es ihm gefiel, im Verkehr mit den Frauen eine zugleich so lebenswürdig zuvorkommende und doch ehrerbietig zurückhaltende Art annehmen, daß ihm keine lange böse blieb, auch die stolzeste nicht. Dame Isabella hatte er so völlig bezaubert, daß sie die ganzen Nächte damit verbrachte, über die Zubereitung der auserlesensten Gerichte zu grübeln. Sie tischte ihm die künstlichsten Pasteten auf, daneben Kapaune nach spanischer Sitte mit Gewürzen eingemacht und junge Pfauen, die sie so künstlich zu braten verstand, daß auch nicht eine Feder, weder an deren Schweif noch Krönlein versengt ward. Da Isabella merkte, wie liebestrunken sich die Augen des jungen Mannes oft an das schöne Mägdlein hefteten, so unterstützte sie seinen Verkehr mit Blanche, wo und wie sie nur konnte. Es wäre ihr angenehm

gewesen, einen so vornehmen Verwandten wie de Lancy zu erwerben.

Einen Einzigem gab es in Montalme, der sich mit dem jungen Ritter nicht befreunden konnte, und das war der Schloßherr selbst.

»Wie lange will er noch bleiben?« grollte er eines Tages Dame Isabella an, »er hat sich seine Kleider hierher schaffen lassen und seinen Pagen, nächstens wird er sich noch seine Freunde hierher einladen, um der ganzen Provinz das Schauspiel der Anmuth Blanchens zu bieten.«

»Glaubt doch so etwas nicht«, erwiderte Isabella verschmitzt lächelnd, »Verliebte sind geizig, und wenn möglich, möchten sie den Anblick der Freude ihres Herzens der ganzen Welt entziehen.«

»Die Freude seines Herzens!« fuhr Gottfried auf, »dann ist es die höchste Zeit, daß ich einschreite und ihn zur Rede stelle.«

»Laßt Euch doch so etwas nicht einfallen,« wehrte ihm Isabella entsetzt, »schont doch den Keim seiner jungen Liebe, damit sie in ein ernstliches Begehren nach ehelichem Glück ausreife.«

Gottfried wurde düster. »Wenn ich dächte, daß er ehrlich um das Mägdlein werben will – aber er ist, wenn auch sonst großmüthig und tapfer, ein gar lockerer Bursche, und die besten unter den jungen Stutzern

von heute sind stolz auf Vergehen, deren die Schlechtesten unter uns in den Tagen meiner Jugend sich geschämt – es dünkt ihnen ja nur ein witziges Spiel, eine vornehme Kurzweil, die Unschuld eines ehrlichen Mädgleins zu verführen ...« er schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

»Was Euch nicht einfällt!« eiferte die Dame Isabella, »abscheulich ist es von Euch, den Namen Eures Retters mit so schändlichem Verdacht zu besudeln. Ihr nennt Euer Mißtrauen Gewissenhaftigkeit, eigentlich jedoch heißt es ganz anders. Soll ich sagen wie?«

»Nun wie?« grollte Gottfried.

Die Dame Isabella stellte sich auf die Fuß spitzen und zischte ihm ins Ohr: »Eifersucht!«

Da grub er die Zähne in die Lippen, zog die Brauen schmerzlich zusammen, wandte sich auf dem Absatz um und verließ das Gemach.

Er nahm sich vor, zu wachen und zu schweigen.

Wie von einem süßen Glück betäubt, durchwandelte um jene Zeit Blanche von Montalme die kahlen Gemächer des alten Schlosses. Ihre Augen blinzelten halbgeschlossen vor sich hin wie von einem zu hellen Glanze geblendet, ihre Stimme war voll klagender Wonne, wie die, mit der die Nachtigall in lauen Sommernächten von Liebe schluchzt, und alle ihre Bewegungen hatten eine erhöhte Anmuth.

Eines Tages aber flüsterte die Dame Isabella ihr zu: »Er ist in Liebe entbrannt für Dich!«

Und da erwachte Blanche aus ihrer holden unbewußten Wonne. Sie fing an zu prüfen und – zu zweifeln! Sie beobachtete genau, wie oft er jetzt das Wort an sie richtete, sie wurde traurig, wenn er an ihr vorbeiging, ohne daß sein Blick ihren Blick, sein Lächeln ihr Lächeln suchte.

Träumerische Nachmittagsstille brütete über Montalme, die Tauben girrten eintönig auf dem Dache. In einer der tiefen, braungetäfelten Fensternischen stand Blanche und blickte in den Hof hinunter, der mit satten dunklen Schatten angefüllt war. Dort stand de Lancy in der pittoresken Tracht, die Tizian auf dem Bildniß Franz I. verewigt, mit den gepufften Ärmeln und der hohen Halskrause, durch welche »der schönste Mann von Frankreich« die Rundung seiner Schultern und die Schwerfälligkeit seines Halsansatzes zu maskiren liebte.

Den jungen de Lancy kleidete dieser Anzug vortrefflich. Das schwarze Sammetbarett am Ohr beschäftigte er sich damit, einen Falken, der ihm auf der Schulter saß, abwechselnd zu necken und zu beschwichtigen. Da kam ein langgestrecktes Windspiel in leichten flüchtigen Sätzen auf ihn zu und sprang an ihm empor. De Lancy kraute es mit seinen langen schmalen Höflingshänden hinter den Ohren und streichelte es mit all' der Zärtlichkeit, die große Herren noch heute mit einem gewissen Stolze ihren Hunden und Pferden angedeihen zu lassen pflegen. Da wurde der Falke eifersüchtig

und schlug mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel nach dem Windspiel. De Lancy vergnügte sich damit, beide Thiere zu quälen, sie durch abwechselnde Liebkosungen gegeneinander zu hetzen, und wie er sie beide schon recht unglücklich gemacht, da drückte er das Köpfchen des Falken mit der einen Hand an seine Wange und mit der anderen das Haupt des Windspiels an seine Brust. Da waren beide Thiere zufrieden, und er lächelte dazu, daß seine weißen Zähne blitzten, und seine Augen sehr dunkel wurden.

Das Herz des Mägdleins, das in den Hof hinab und dem artigen Spiele zusah, zog sich plötzlich zusammen, es regte sich darin wie eine Eifersucht, wie ein – Wunsch. Zufällig blickte de Lancy empor, und das Schloßfräulein erspähend, grüßte er ehrerbietig. Blanche dankte etwas unbeholfen und trat, am ganzen Körper bebend, zurück.

Als sie wieder in den Hof hinabblickte, war de Lancy nicht mehr zu sehen.

Aber auf lauen duftgeschwängerten Flügeln trug die leicht bewegte Nachmittagsluft ihr ein Liedchen zu, das der junge Mann im Davonwandeln vor sich hin trällerte:

*»Ha! ma chere ennemie  
Si tu veux m'apaiser,  
Redonne-moy la vie  
Par l'esprit d'un baiser.  
Ha! j'en ay la douceur*

*Senti jusque au cœur.  
C'est une douce rage  
Qui nous poinet doucement  
Quand d'un mesme courage  
On s'aime incessamment.  
Heureux sera le jour  
Que je mourray d'amour!«*

Dies verwegene Liedchen flatterte damals am Hofe des Königs Franz von Lippe zu Lippe, bis es um Jahre später der Dichter Ronsard sang und, nachdem er es durch ein paar zierlich gekünstelte Verse bereichert, in seine Werke einverleibte.

De Lancy trällerte es oft, wenn er durch die grauen Gänge des Schlosses eilte oder im Garten unter den düstern Ästen der blühenden Linden wandelte. So vollständig und deutlich aber hatte es Blanche noch nie vernommen. Warm und voll klang seine halblaute Stimme zu ihr herüber. Durch den üppigen Leichtsinns der tändelnden Weise zitterte eine beinahe schwermüthige Zärtlichkeit.

Stumm starrte Blanche vor sich hin, und in ihrem Blick schimmerte es wie ein großes Entsetzen, wie eine mächtige Sehnsucht!

Gottfried sah zu und wachte! Stündlich wurde er unruhiger und mißtrauischer.

In der Schloßkapelle von Montalme stand ein engbrüstiger spitzbärtiger Heiliger – der heilige Sebaldu war's –, der trug an seinem hölzernen Zeigefinger

einen Amethystring, und es ging die Sage, daß, wer den Muth habe, um die Mitternachtsstunde dem Heiligen den Ring vom Finger zu ziehen und ihn sich selbst anzustecken, dem gewähre der Himmel die Erfüllung eines Wunsches, und sei es der vermessenste der Welt. Sollte jedoch Demjenigen, der das Kleinod entwendet, dieser selbige Ring vom Finger fallen, ehe er, wie er dazu verpflichtet, ihn dem Heiligen um die nächste Mitternacht zurückgab, so ereilte ihn ein großes Unglück.

Mitternacht war's, und Todtenstille herrschte, das Mondlicht spielte um den Dachfirst und flimmerte in den tief eingesunkenen Fenstern des Schlosses. Schwarz und dicht, fast wie ein Bahrtuch breitete sich der Schatten des mächtigen Baues über die Erde. Im Garten drunten schluchzten die Nachtigallen in den blühenden Linden, ein unheimlicher Unkenruf unterbrach zuweilen ihr liebliches Lied. Da glitt eine schlanke Gestalt leise durch die widerhallenden Gänge des Schlosses, die Gestalt eines liebeskranken Mädchleins. Zuweilen hielt sie horchend inne und legte die Hand auf die Brust. Eine unbestimmte Gespensterfurcht durchfröstelte sie. Nun trat sie durch den hohen Saal, an den die Schloßkapelle stieß. Sie öffnete die schwere mit eisernen Rosetten und Bändern verzierte Thür der Kapelle. Das Mondlicht glitt durch die gemalten Fenster und malte phantastische Trugbilder zwischen die braunen Kirchenstühle. Zwei lange, schillernde Lichtstreifen durchschnitten die Schatten,

welche über den Marmor des Fußbodens sich ausbreiteten.

Über dem Altar hing eine Madonna mit zu dünnen Armen und zu langem Hals, wie die naive Unbeholfenheit der »Primitiven« sie darzustellen liebte. Vor ihr kniete Blanche nieder, lispelte ein Vaterunser und ein Ave, dann wendete sie sich zu dem Heiligen, der steif und selbstgefällig von seinem Piedestal herunter blickte, nahm seinen Ring und steckte ihn an ihren Finger.

Da hörte sie draußen ein leises Geräusch, eine irre Angst überkam sie plötzlich, eine vage, peinlich unbestimmte Angst vor allen geheimnißvollen Unheimlichkeiten der Nacht. Ganz außer sich enteilte sie der Kapelle. In ihrer maßlosen Verwirrung stürzte sie beinahe in die Arme eines Mannes, der ihr in dem anstoßenden Saale entgegen trat.

So leise sie auch die Gänge durchschritten, Einer hatte sie doch gehört, Henri de Lancy, an dessen Gemach ihr Weg vorüberführte.

Nun stand er vor ihr, und seine blauen Augen glänzten durch die helle Dämmerung, und sein Lächeln neigte sich zu ihr nieder. Sie fuhr vor ihm zurück, aber sie floh nicht, sondern blieb stehen, wie von einem bösen Zauber gebannt; als er jedoch ihre Hand ergriff, wollte sie sich losmachen; er hielt sie fest: »Bleibt, nur ein Weilchen, ich bitte Euch, ich habe Euch so viel zu sagen«, murmelte er.

»Laßt mich! laßt mich!« rief sie beklommen.

»Nur einen Augenblick,« flehte er, »Ihr seid mir immer ausgewichen, konnt' Euch's noch gar nicht sagen – aber Ihr wißt es ja längst, wie unendlich ich Euch liebe!«

Er beugte sich über sie – sie bebte wie ein zartes Röslein, mit dem der Frühlingswind spielt. Sie dachte an den Ring des Heiligen, den sie am Finger trug, daran, daß sie den Himmel um Henri de Lancy's Liebe gebeten. Sollte ihr so schnell Erhörung werden? O maßloses Glück, o nie geahnte Seligkeit!

Und dennoch . . .

Es war so still – so spät! »Laßt mich, laßt mich,« murmelte sie, »wartet, ich muß Gottfried fragen.«

»Und glaubt Ihr, daß der es besser wissen wird als Ihr selbst, ob Ihr mich liebt?«

Er legte den Arm um sie – schon schwebte sein Kuß über ihre Lippen – da – die Thür ward aufgerissen, mit wuthverzerrtem Antlitz und gezücktem Dolch stürzte sich Gottfried auf de Lancy. »Feiger Verräther!« herrschte er ihn an, während Blanche einen heiseren Angstschrei ausstieß und die Arme schützend vor dem Geliebten ausstreckte.

Wehe! In diesem Augenblick glitt ihr der Wunderring vom Finger.

Zornig grollende Männerstimmen hallten durch das Schloß; dann wurde es still, sehr still.

Draußen stöhnten die Unken, die Thautropfen raschelten in den Blättern, die Nachtigall war verstummt.

In einsamer Kammer saß ein bleiches trauriges Mägdlein, trostlos und thränenlos, und als der Morgen graute, stürmte ein finsterer Reiter aus dem Schloß.

Damals, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, kurz nach der Schlacht von Marignano und dem Erwachen in Wittenberg, da brütete eine schwüle Gewitteratmosphäre über der Welt, und Gedanken und Empfindungen der Menschen schäumten und wucherten mit jener tollen Üppigkeit, die Gewitteratmosphären befördern.

König Franz hatte aus seinem Aufenthalt in Italien und von seiner Zusammenkunft mit Papst Leo einen geläuterten Kunstgeschmack und eine raffinirte Sittenverderbniß in die Heimath mitgebracht. Sein Hof wurde eine Freistätte edler Kunst und ein Tummelplatz wüster Schwelgerei. Nicht nur seiner hohen Stellung wegen, sondern auch, weil er inmitten seiner zuchtlosesten Streiche sich das Prestige großmüthigster Ritterlichkeit bewahrte, wirkte sein Beispiel geradezu zwingend auf die gesammte Jugend von Frankreich.

Es war in der Glanzperiode des königlichen Leichtsinns und des königlichen Glücks, da Henri's liederlicher Lebenslauf durch das obenerzählte fromme Intermezzo von Montalme unterbrochen ward, die Zeit, in der König Franz, seine edle Gattin, die gute Königin Claude, recht schnöde vernachlässigend, an der Spitze einer lustigen Gesellschaft der ritterlichsten Männer und der schönsten Frauen Frankreichs von Stadt

zu Stadt, von Schloß zu Schloß, von Wald zu Wald zog – von lustigem Hundegebell und Hörnerklang umtönt – sich im Sommer zu glänzendem Gelage auf blumenbesternter Wiese oder moosigem Waldgrund niederlassend, im Winter unter juchzendem Jubel Schlösser mit Schneebällen belagernd.

Bald da, bald dort tauchte er auf wie eine Vision, wie ein Märchen, wie das Glück. Wo man ihn zu finden hoffte, war er soeben verschwunden, wo man ihn nicht erwartete, erschien er. Seinen mit den Regierungsangelegenheiten betrauten Verwandten und auch den Gesandten fremder Länder bereitete er durch seinen unsteten Wohnsitz vielfache Verlegenheit. Während ihnen die ernstesten Probleme den Kopf verwirrten, abenteuerete er mit seinen Rittern und der »*petite bande*« in der Landschaft umher, und wenn man ihn brauchte, war er niemals zu finden.

Es war ebenso schwer, von dem Leichtsinne des königlichen Hofes, wenn man nun schon einmal in dessen Mitte lebte, nicht angesteckt zu werden, als seine Gesundheit in einem Pestlazareth intakt zu bewahren. Dazu hätte man ganz eigenartig organisiert sein müssen, und Henri de Lancy war nicht eigenartig organisiert.

Wochen vergingen. Immer langsamer schleppte sich die Zeit durch die drückende Stille von Montalme. Die

zaghafte Hoffnung der armen Blanche löste sich in heiße fiebrige Unruhe auf, welche ihrerseits langsam zu kalter Verzweiflung erstarrte.

Blanche wurde blässer und blässer, müder und müder, ihr Gang schleppend, ihre Rede unzusammenhängend und zerstreut. Das Köpfchen leicht vorgestreckt, die Lippen halb geöffnet, den Blick ins Weite gerichtet, horchte und spähte sie – umsonst! Er kam nicht, und Niemand kam, der ihr Kunde von ihm gebracht hätte. Einstens, da Gottfried, der sie nicht gern aus den Augen ließ in dieser bösen, bösen Zeit, sie lange vergeblich in Schloß und Garten gesucht, stieg er, von einer eifersüchtigen Ahnung geleitet, in das Thurmzimmer empor, das de Lancy bewohnt. Durch die nur halbgeschlossene Thür erschaute er Blanche. Sie saß zu Füßen des Lagers, auf dem de Lancy von seinen Wunden gesundet; sie lächelte – dann zitterte es von ihren unschuldigen Lippen:

*»Si tu veux m'apaiser,  
Redonne-moi la vie  
Par l'esprit d'un baiser –«*

sein verwegenes Liebesliedchen. Sie träumte!

Die ganzen Nächte über saß sie schlaflos aufrecht in ihrem Bettchen und murmelte oder sang leise vor sich hin. Manchmal tönte jetzt durch die Nachtstille ein rascher Hufschlag an ihrem Fenster vorüber. Wer konnte der Reiter sein, der es so eilig hatte an Montalme vorbei?

Eine Person gab es doch noch in dem Schlosse, deren Glaube an de Lancy's Treue felsenfest blieb. Das war die Dame Isabella. Täglich erfand sie neue Entschuldigungen für Henri's langes Ausbleiben, täglich putzte sie sich in Erwartung seiner Wiederkehr. Stundenlang knixte und grinste sie vor dem Spiegel, übte sich Reverenzen ein für den Hof.

Einmal, da Blanche, die Hände im Schoße, vor sich hin brütete, stürzte die Tante Isabella zu ihr: »Blanche! Blanche! schnell, die königliche Jagd zieht vorbei!«

Da erzitterte Blanche, unter dem königlichen Gefolge mußte auch er sein. Sie trat ans Fenster.

Einer golddurchwirkten Gewitterwolke gleich wirbelte der Jagdzug näher aus der Ferne. Hörnerklang und hurtiger Hufschlag durchschütterte die Luft. Näher kam der Zug, deutlich konnte man schon die kostbare Gewandung der Damen wahrnehmen, und auch der Herren, von denen eine alte Chronik der Zeit nicht umsonst erzählte, daß einige unter ihnen damals ihre Äcker und Schlösser auf den Schultern trugen.

Einem Schwarm glänzender Paradiesvögel gleich flatterten sie vorüber. Blanche steckte das Köpfchen vor – da war er, unter den ersten einer!

Er blickte nicht einmal empor. Wie ein Sturmwind raste er vorbei, das Antlitz einem blonden Edelfräulein zugewandt, und sah gar schmuck aus und stolz. Blanche fuhr zurück. Was hätte das glänzende Getümmel

sie weiter noch interessiren sollen! Dame Isabella jedoch verharrte beim Fenster und grinste und grüßte mit aller Macht herunter, so daß der großartige Kopfputz auf ihrem Haupte possirlich wackelte.

Nun nahte der König auf einem milchweißen, mit goldgesticktem scharlachrothem Sammet aufgezüumten Pferd. Er blickte hinauf. Er erinnerte sich einer gewissen kurzweiligen Beschreibung, die de Lancy, an den Hof zurückgekehrt und von den Damen neugierig über das Abenteuer, welches ihn solange fern gehalten, befragt, denselben von einer würdigen alten Vogel-scheuche gemacht, die in Montalme seine Wunden gepflegt. Die Existenz des holdseligen Mägdeleins Blanche hatte de Lancy rathsam gefunden, völlig zu verschweigen. Ein Lächeln verbeißend, erwiderte Franz nicht ohne schelmische Übertreibung der Dame Isabella Gruß und wandte sich dann flüsternd an seine Nachbarin; nun blickte auch diese empor und grüßte ihrerseits, der ganze Zug hielt einen Augenblick an, um das selbstzufriedene alte Ungethüm zu mustern. Aber nicht alle besaßen die liebenswürdige Courtoisie, welche den König selbst in seinen ausgelassensten Unarten auszeichnete. Eine der Damen lächelte, die zweite lachte. Wie ein Funken auf eine Tonne Pulver, so wirkte dieses Lachen auf den Zündstoff der zurückgehaltenen Heiterkeit, die nun mit einem Male explodirte.

So ausdrucksvoll waren die Blicke, so herzlich das Lachen der Reiterinnen, daß sogar die selbstbewußte

Isabella sich ob des Grundes dieser Heiterkeit keiner Täuschung hinzugeben vermochte. Beschämt versteckte sie sich, und der Jagdzug sprengte vorbei. Noch aus der Ferne hörte man das Girren und Schluchzen der Lachenden.

Maßloser Zorn schüttelte die Dame Isabella. »Sie haben über mich gelacht, sie haben mit Fingern auf mich gedeutet!« rief sie ein über das andere Mal, wobei ihre üppige Korpulenz und besonders ihr doppeltes Kinn erstaunlich zitterte; und ihrer ehemaligen Bewunderung des Hofes völlig vergessend, setzte sie hinzu: »Das zuchtlose Gesindel, die niederträchtigen Weiber!«

Blanche, die wie betäubt, die Ellenbogen in den Händen, vor sich hinstarrte, dachte: »Vielleicht lacht er über mich auch!« Sie dachte diese Worte laut, wie es überhaupt seit ihrer großen Betrübniß nun oft geschah, daß sie, in ihr Leid und ihre Sehnsucht vertieft, ganze Sätze vor sich hin sprach.

»Das kannst Du mir glauben,« keifte die Dame Isabella sie an und rauschte von dannen, um den ungefälligen Kopfputz, der, wie sie Dank der Kleidung der vorüberreitenden Damen gemerkt, mit den herrschenden Moden im allerschreiendsten Widerspruche stand, ein für allemal abzulegen. Sie erinnerte sich dessen ganz wohl, wie Henri de Lancy diesen selben Kopfputz gelobt. Sie wußte nun, daß er sie zum besten gehabt, und ein wilder Groll zerbiß ihr Herz!

Es fügte sich, daß den Tag nach dieser Frau Isabella so bitteren Ärgerniß ein Paar Bettelmönche in dem Schlosse vorsprachen. Die Dame Isabella ließ diese barfüßigen Märtyrer zu sich hinaufgeleiten und bewirthete sie eigenhändig aufs huldvollste, erstens, weil sie fromm war, und zweitens, weil diese wandernden Mönche damals eine Art von lebendiger Zeitung ausmachten, sintemal sich ihnen auf ihren Streifzügen gar mancherlei zu beobachten Gelegenheit bot. So wußte dann die Dame bald über all' den lustigen Frevel, den der König mit seinen Genossen und Genossinnen trieb, den genauesten Bescheid, und da sie sich nach den Sitten des schönen de Lancy besonders erkundigte, so erfuhr sie, daß er, unter all' dem zuchtlosen vornehmen Gelichter der Zuchtlosesten einer, nicht nur dem allerhöchsten königlichen Beispiel folgend, zu mehreren – der Mönch übertrieb vielleicht ein wenig, weil er bemerkte, wie sehr diese Mittheilung seiner Zuhörerin gefiel – der Edelräulein in sträflichen Beziehungen stehe, sondern auch seit kurzem ein Verhältniß mit der Gräfin von Sologne unterhalte, die er, da sie von ihrem Gatten eifersüchtigst behütet werde, des Nachts heimlich aufsuche. Es würde, schloß der das Wort führende Mönch, ihn nicht wunder nehmen, wenn die Schloßdame den leichtsinnige Ritter des Nachts vorüberreiten gehört, denn der kürzeste Weg nach Lacmort, dem Stammsitze derer von Sologne, führe ja an Montalme vorbei.

Wir können dessen versichert sein, daß die Dame Isabella den beiden Mönchen nach dieser köstlichen Mittheilung eine sehr reiche Geldspende auf den Weg mitgab. Im Besitze ihres herrlichen Wissens schwelgend, konnte sie nicht schnell genug damit herausplatzen, und da sie Blanche gerade ihrem allezeit um ihre Zerstreuung bemühten Oheim gegenüber beim Schachbrett antraf, begann sie sogleich zu erzählen. Die Zeiten waren nicht prüde, und wenn man auch noch hie und da um die Unschuld eines jungen Mädchleins sorgte, so schonte man doch bei demselben keineswegs jene holdselige Unwissenheit, die man heutzutage als eine besondere Anmuth heilig hält.

Die Dame Isabella berichtete aufs ausführlichste Alles, was sie wußte von den Schändlichkeiten, die sich stündlich im Schlosse von Amboise zutrugen, und von der ausgezeichneten Verworfenheit Henri de Lancy's. Sie erzählte von der neuen Liebschaft, die er erst kürzlich eingefädelt, nach seinem Aufenthalt in Montalme.

Umsonst suchte Gottfried sie durch finstere Blicke zum Schweigen zu bewegen; sie erzählte weiter und rieth Blanche, sich zu freuen, daß sie der Gefahr entronnen, dieses Bösewichts Gattin zu werden. Blanche saß da gerade und stumm und schob die Elfenbeinfigürchen mit bedächtiger Langsamkeit über das Brett. Daß sie dabei den Thurm die kapriciösen Sprünge des Rößchens ausführen ließ, merkte Isabella nicht.

Als aber letztere damit schloß, man müsse de Lancy nächtlich reiten hören, da der Weg zu seiner Geliebten an Montalme vorüber führe, da vernahm man plötzlich ein leichtes Zusammenschauern, wie das eines durchs Herz geschossenen Vögelchens, das aus dem Himmel fällt.

Blanche war ohnmächtig zusammengesunken.

»Grausames Weib,« fuhr Gottfried seine Base an, »mußtet Ihr reden? – Ich konnte schweigen!«

Er wußte von Henri's Treubruch schon längst!

Die Ohnmacht dauerte nicht lange, das Bewußtsein kehrte wieder und mit ihm die Erinnerung und der Schmerz. Blanche sehnte sich nach der Ohnmacht zurück – umsonst. Nicht einmal beruhigenden Schlaf gönnte ihr der Himmel. Die ganze Nacht lag sie wach in fieberndem Lauschen. Aber es blieb still, die erste und die zweite Nacht – todtenstill!

Als ob sie Blei in den sonst so flinken Füßchen hätte, so schleppte sie sich aus einem Gemach in das andere. Meist aber saß sie steif aufrecht, die Hände im Schoß, und starrte mit gläsernen Augen vor sich hin. – Der dritte Tag nahte seinem Ende. Da trat Gottfried zu ihr, und sich neben sie setzend, fragte er nach ihrer Gesundheit. Sie erwiderte ihm, es fehle ihr nichts. Dabei jedoch schmiegte sie sich an ihn wie ein recht krankes Kind; und er, der sonst ihre unschuldigen Liebkosungen nicht ohne eine gewisse Gereiztheit abgewehrt,

legte jetzt den Arm um ihren schlanken Leib und betete ihr Köpfchen ganz zärtlich an seine Schulter; er dachte nicht mehr an seinen Schmerz, nur noch an den ihren.

Sie bat ihn um eine Geschichte, wie ein fieberndes Kind um ein Wiegenlied bittet.

Er hatte ihr sonst gar viel erzählt, aber von all' seinen Erzählungen waren ihr die über seine eigenen Erlebnisse und Beobachtungen die liebsten gewesen. Darum fragte er auch jetzt: »Eine wahre Geschichte, mein Kleinod?«

Sie aber schauderte. »Nein, nein! Ein Märchen, mein Oheim. Ich bitt' Euch darum!«

Sinnend fuhr er mit der Hand über seine gefurchte Stirn. Es fiel ihm gerade nur ein einziges Märchen ein, und das hatte ihm ein irrsinniger Mönch, auf den Stufen einer mailändischen Kirche kauernnd, erzählt. Mit leise zitternder Stimme begann er:

»Es geschieht manchmal, daß inmitten der eintönigen Seligkeit des Himmels ein Engel sich heruntersehnt auf die Erde, die ihm im verklärenden Licht der Ferne gar begehrenswerth erscheint. Dann öffnet auf unseres Herrgotts Geheiß St. Petrus die Himmelsthür verdrießlich schmal, und der Engel schlüpft hinaus. Doch wie er sich auch abmüht und flatternd mit seinen Flügeln schlägt, die Flüglein ziehen ihn empor, und er kann nicht hinweg aus den Sphären sündloser Reinheit, die das Paradies umschweben. St. Petrus

klirrt mit dem Schlüsselbunde, und noch einmal öffnet sich die Himmelsthüre, und auf deren Schwelle tritt Jesus Christus, des allmächtigen Gottes ewig liebevoller, ewig mitleidiger Sohn, der sich in irdischen Dingen auskennt. Und wie der liebliche, rathlose Rebell ihm fragend das goldumschimmerte Köpfchen zuwendet, winkt er ihn lächelnd an sich heran und legt ihm ein kleines, warmes, pochendes Gewicht in die Brust. Hierauf sagt er: »Und nun versuch's!«

Siehe da! Wie jetzo den Engel seine Flügel auch empor halten möchten, das kleine Gewicht, so Jesus Christus ihm in die Brust gelegt, zieht ihn hinab zur Erde; denn das Gewicht ist ein menschliches Herz! – Langsam, langsam schwebt er aus den Sphären nieder, bis er auf einer grünen Wiese landet. Dort versinkt er in tiefen, traumlosen Schlaf, und da er erwacht, hat er seine Flügel verloren, seines himmlischen Ursprungs vergessen und ist ein Mensch geworden unter den Menschen, aber mit einer großen Sehnsucht nach heiliger Tugend und Reinheit in der Brust, von der er selbst nicht weiß, daß sie Heimweh nach dem Himmel bedeutet. Doch wie diese Sehnsucht ihn empor drängen möchte, sein Herz kettet ihn an die Erde fest, und nicht früher kann er in seine hohe und hehre Heimath zurückkehren, als bis ein großes, echtes Menschenleid ihm das Herz in der Brust zerbrochen. Dann gleitet unser Herr Jesus selbst auf die Erde nieder, den armen

Rebellen zu holen, und trägt ihn auf seinen Armen ins Paradies zurück!«

Gottfried hielt inne. Einen Augenblick schwieg Blanche, dann seufzte sie: »Euer Märchen ist traurig, beinahe so traurig wie eine wahre Geschichte.«

Dem erwiderte Gottfried: »Es hat doch ein schönes Ende!«

Das traurige Mägdlein aber blieb stumm: und wie er in dessen verdüsterte Augen sah, merkte er wohl, daß darin ein Zweifel darüber schimmerte, ob uns die himmlische Seligkeit je entschädigen könne für das, was wir auf Erden gelitten und entbehrt!

Nach einem Weilchen hub Blanche an: »Ist der liebe Gott böse, wenn ein Engel sich auf die Erde nieder sehnt?«

»Nein!« murmelte Gottfried, »aber er ist traurig, sehr traurig!«

Zwei nächtelang hatte sie nicht geschlafen. In der dritten schlief sie fest ein, denn sie war müde. Sie träumte, wie kranke Herzen in ihrer fiebernden Sehnsucht träumen, einen süßen, wundersüßen Traum.

Ihr war's, als begegne sie dem Geliebten im Garten. Ein wonniger Duft schwebte aus den Lindenkronen nieder, und laue grünliche Schatten dämmerten über der Erde, und die ganze Natur hielt wie in maßlosem Entzücken den Athem an, kein Lüftchen regte sich – und sie lag in seinen Armen liebebetäubt, und seine Lippen schlossen ihren Mund.

So träumte sie! Plötzlich aber schnellte sie empor, als habe man ihr mit einem eisernen Hammer aufs Herz geschlagen.

War das nicht ein Hufschlag, der die Nachtstille durchschütterte? In ihrem langen weißen Nachtgewand eilte sie an das Fenster.

Sie erkannte ihn; trotz der Eile seines Pferdes, trotz der verschleiernnden Undeutlichkeit der Nacht. Sie beugte sich weit über die Fensterbrüstung und streckte die Arme aus; eine schreckliche Sehnsucht verwirrte ihren Sinn, und sie sang – armes Kind! – ohne mehr zu wissen, was die Worte in ihrem Mund bedeuteten, sang sie ein böses, dreistes Liedchen:

*»Si tu veux m'apaiser,  
Redonne-moi la vie  
Par l'esprit d'un baiser*

*Heureux sera le jour  
Quand je mourrai d'amour! —«*

Stärker und stärker schwoll ihre Stimme an. Durchdringend wie ein Angstgeschrei und doch erfüllt von einer gar mächtigen Süßigkeit klang das Lied durch die schwüle Nachtstille. Es schlug an das Ohr des Reiters. Er zügelte die Eile seines Pferdes, sah sich um – dann aber gab er dem Rosse die Sporen, daß es wild sich aufbäumte, und sauste mit verhängtem Zügel von dannen.

Sie beugte sich vor. – »*Plus d'espoir!*« röchelte sie. Ihr Herz war so schwer, so schwer! Unter ihr breitete sich reiner Thau silberschimmernd über einem himmelblauen Feld, von dem aus ihr die Engel zuriefen: »Kühle Ruh – kühle Ruh!«

Sie beugte sich vor – vor! Dann stürzte sie viele Klaf-ter tief in den Wallgraben hinab!

Die im Schlosse hörten den schweren Fall, und sie eilten hinaus mit Fackeln, um zu sehen, was es gegeben! – Da unten schimmerte etwas Weißes, wie eine Blüthe, die der Sturm gebrochen. – Sie stiegen hinab. Das Licht der Kienfackeln spielte über ein blaß liebliches Gesicht, das im Tode lächelte! Sie war nicht entstellt und, o Wunder, nicht ein Stäubchen, nicht ein Flecken Schmutz oder Erde schimmerte auf ihrem weißen Gewand, obwohl sie zwischen die im Schlamm wuchernden Pflanzen gefallen. In makelloser Reinheit schmiegt sich die weißen Falten um ihre edlen Glieder!

Und als die Leute dies sahen, staunten sie über das Wunder.

Da drängte sich einer durch sie hindurch, todtensblaß und mit verzerrtem Antlitz – Henri de Lancy!

Gottfried aber wehrte ihn kalt von dem todtens Mägdlein ab.

Recht zärtlich hob der alte Kriegsmann die liebliche Leiche in seinen Armen empor und murmelte: »Ihr Herz ist gebrochen – sie ist erlöst!«

Es war eine grauenvolle Zeit – eine Zeit, worin sich die »edelste Blüthe des verklärten Hellenismus« gegen einen Hintergrund von Schlachten und Orgien und Kanzelreden abhebt. – Lorenzo von Medicis als Nonne verkleidet an der Spitze der Karnevalsbacchanalien durch die Straßen von Florenz hetzte, Benvenuto seine Feinde an Straßenecken erdolchte, Papst Leo bei einem Kardinalsouper der Göttin der Liebe auf weißem Marmoraltar ein Taubenopfer darbrachte und seinem Liebling Raffael den Kardinalshut für die Quittirung von dessen Rechnungen antrug; aber auch eine Zeit, in der Rabelais inmitten seiner unflätigsten Rhapsodien die wundervolle Idylle der »Abtei von Telema« schuf, Fra Angelico seine Christusbilder auf den Knieen malte, und der Triumphzug eines Kaisers in einem Kloster endigen sollte!

Eine räthselreiche Zeit! – und unter den vielen Räthseln, die in ihr lebten, war ein stiller, trauriger Mönch, von dem seine Klosterbrüder behaupteten, daß er einst ein gar wüstes Leben geführt, und der jetzo der fanatischste unter den Fanatikern war.

Und während König Franz, mit sich selbst und der Welt zerfallen, noch bis an sein Ende den äußeren Schein eines prunkenden Leichtsinns aufrecht zu erhalten trachtete, in der Pflege der Kunst einen neuen Ruhm, in den Schmeicheleien der Herzogin von Etampes Ersatz für sein gebrochenes Selbstgefühl, in der oft

fiktiven, immer kriechend hervorgehobenen Krüppelhaftigkeit seiner männlichen Umgebung Trost für den Verlust seiner eigenen durch schnödes Siechthum zerstörten Schönheit suchte, arbeitete jener Mönch jede Stunde lang, die ihm die kärgliche Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse und die fanatische Erfüllung seiner Klosterpflichten übrig ließ, an einem und demselben Werk, einem holden Mädchenkopf, den er mit seinen schlanken, verweichlichten Höflingshänden nach einer Todtenmaske aus Wachs formte und immer wieder umformte und nie zu seiner eigenen Befriedigung beenden konnte. Entmuthigt zerstörte er an jedem Tage die Arbeit des vorhergehenden, bis endlich in seinem allerletzten Lebensjahr er ruhiger ward, und nun unter seinen rastlosen Händen ein holdseliger Mädchenkopf entstand, mit einem süßen sinnigen Gesichtsausdruck, leicht vorgebeugt, wie einem großen Glücke entgegenlauschend und dennoch von der Ahnung eines großen Schmerzes gedrückt!

Und er arbeitete an dem Kopfe, auf den Knien wie Fra Angelico an seinen schwärmerischen Heiligenbildern, und er färbte ihn gar schön mit röthlich braunem Haar und blaßroth angehauchten Wänglein, nie jedoch so, daß er dem eines lebendigen Mägdleins, sondern nur dem einer lieblichen jungen Leiche glich – und da er ihn beendet, lächelte er und starb.

Nach langen Irrfahrten hat die Büste eine Heimstätte gefunden in dem Museum von Lille. Voll träumerischer

Schweremuth steht sie in ihrem gläsernen Schrein, verrathener Liebe zur Sühne und schwerer Buße zur Erinnerung. Wie die Verkörperung einer alten Legende muthet sie uns an und scheint zu sagen: »Eine Thräne für Blanche von Montalme; für Henri de Lancy – ein Gebet!«